



SANIERUNG INNEN UND AUSSEN

Die „Villa Zundel“ in Tübingen

Am südlichen Schönbuchrand zwischen Bebenhausen und Lustnau kommt viel württembergische Geschichte zusammen: Um 1190 entstand in Bebenhausen ein Kloster, das von der Reformation bis 1807 ein berühmtes Seminar beherbergte, in dem Landeskinder für Staats- und Kirchenämter präpariert wurden. Nach dessen Auflösung bauten Württembergs Könige Teile des Klosters zu einem Lustschloss um, von dem aus sie ihre Jagden unternahmen. Und als infolge der Revolution 1918 Württembergs König Wilhelm II. abdanken musste, brachte ihn ein Autokonvoi in dies Bebenhäuser Schloss. Den Konvoi leitete Georg Friedrich Zundel, ein seinerzeit bekannter Porträtmaler im Württembergischen. Als er seinen König nach Bebenhausen brachte, hat er wohl nicht geahnt, dass er schon bald im nahen Lustnau seine neue Existenz als Landwirt und Lebensreformer verwirklichen würde.

In dieser Ausgabe

Villa Zundel, Tübingen
Baden-Württemberg und seine Kelten
Gespräch mit Prof. Dr. Dirk Krausse
Tagungsraum der Walfischia,
Bad Säckingen
Baukunst, Oktogon
Baumeister, Josef Frank
Denkmalrätsel

Der „Berghof“ als lebensreformerisches Projekt

Der „Berghof“ wurde durchgehend genutzt. Zundels Sohn Georg, einem renommierten Physiker und Erfinder (1931–2007), diente er lange als Geschäftszentrum. Dessen Sohn Johannes sorgt nun nach Kräften für eine denkmalgerechte Wiederherstellung der Wohnvilla. Die Denkmalstiftung unterstützt diese Rückverwandlung des heimatgeschichtlich so eminenten Anwesens vom Büro- zum Wohnbau aus ihren Mitteln der Lotterie GlücksSpirale.

Georg Friedrich Zundel, Maler und Ökonom

Doch bevor wir uns diesem existenzentscheidenden Lustnauer Anwesen widmen, um dessen Entstehung, Bauart und Sanierung es hier ja insbesondere gehen soll, noch einige biographische Annäherungsversuche zum Bauherrn Zundel, die von landeshistorischem Interesse sind. Er kam 1875 in Wiernsheim, nahe Pforzheim, zur Welt, wo er mit vierzehn eine Lehre als Dekorationsmaler antrat. Über die Dekorationsmalerei wurde sein Talent entdeckt. An den Kunstschulen Karlsruhe und Stuttgart begann er zu studieren. In Stuttgart hatte Zundel als Meisterschüler schon eine Professur in Aussicht, als er einen Streik unter den Studenten organisierte und so der Hochschule verwiesen wurde.

Verheiratet mit Clara Zetkin

Angetan von dieser mutigen, in jenen Tagen unglaublichen Tat war unter anderem die sozialistische Politi-

kerin und Publizistin Clara Zetkin, für Kaiser Wilhelm II. „die gefährlichste Hexe im Deutschen Reich“, für den französischen Poeten Louis Aragon „die im hohen Grad vollendete Erscheinung der neuen deutschen Frau“, für den bayrischen Schriftsteller Ludwig Thoma hingegen ein „russisches Mannweib“. Über Zetkin ergeben sich Beziehungen zu Robert Bosch. Der wohnte unweit seiner Werkstatt in der Rotebühlstraße 145. Im selben Haus wohnte der sozialistische Theoretiker und Publizist Karl Kautsky. Im Nachbarhaus wiederum lebte Clara Zetkin. Sie war von dem streikenden Studenten Zundel so begeistert, dass es trotz eines Altersunterschieds von 18 Jahren (Zetkin war Jahrgang 1857) 1899 zur Heirat kam. Bald entstand im damals ländlichen Filderort Sillenbuch ein Landhaus nach Zundels Vorgaben und dazu ein bis heute viel besuchtes Waldheim, das den Namen Clara Zetkins trägt. Als 1907 in Stuttgart der 7. Sozialistische Weltkongress stattfand, war das Haus Zetkin/Zundel Treffpunkt bedeutender Teilnehmer: Bebel, Ebert, Luxemburg etwa. Lenin soll gar im Sillenbucher Landhaus übernachtet haben. Wie sehr Zetkin in Stuttgart verwurzelt war, zeigt auch, dass ihre beiden Söhne Maxim und Konstantin („Kostja“) hier ins Karls-Gymnasium gingen.

Paula Zundel, geb. Bosch: „Ob dem Himmelreich“

Zu den Aufträgen des Malers Zundel gehörten vor allem Porträts Wohlhabender, etwa der beiden Töchter Boschs, Margarete und Paula. In Paula, die jüngere, verliebte Zundel sich, und so ging die Ehe mit Clara Zetkin auseinander. Sie war als sozialdemokratische und später kommunistische Abgeordnete ohnedies



Innenraum mit Deckenbemalung und Holzpaneelen.



Eckzimmer mit Kronleuchter und Deckenstuck.



Fassade mit charakteristischen versenkten Reliefs.

viel in Berlin und wegen ihrer schwachen Gesundheit auch häufig zu Kuren in der Sowjetunion. Zundel heiratete noch im Scheidungsjahr 1927 die um 14 Jahre jüngere Paula Bosch, deren Vater unterdessen auch in Sillenbuch ein Landhaus hatte bauen lassen. Mittlerweile Vorsteher eines weltweit vertretenen Unternehmens, neigte er, wie sein Schwiegersohn in spe Georg Friedrich Zundel, zur Lebensreform. So entstand zwischen 1919 und 1921 mit finanzieller Beihilfe Boschs in Lustnau Halbhöhenlage im Gewinn mit dem schönen Namen „Ob dem Himmelreich“ eine vielfältige Anlage, der „Berghof“. Zundel wollte hier seine lebensreformerischen Vorstellungen realisieren, eine Rückeroberung der Natur, wie sie damals en vogue war, man denke nur an Hermann Hesses Gaienhofers Landhaus rund zehn Jahre zuvor oder an die Monte-Verità-Bewegung.

Der „Berghof“ – Kunst und Landwirtschaft

Der „Berghof“ wurde eine Art Gutshof mit repräsentativem Wohn- und Atelierbau sowie dazugehörigen Wirtschaftsgebäuden. Zum Ensemble zählt auch die nahe „Sonnhalde“, die Robert Bosch 1926 für seine geschiedene Frau Anna bauen ließ. Beim 1919 konzipierten „Berghof“ spielte Robert Bosch auch eine ideale Rolle. Der hatte sich nämlich im oberbayrischen Mooseurach bereits zwischen 1912 und 1914 seinen „Boschhof“ errichten lassen, wo innovative Landwirtschaft betrieben wurde.

Bosch hatte für seinen Schwiegersohn in spe auch das Lustnauer Grundstück erworben. Als ausführenden Architekten konnte man den seinerzeit in Tübingen vielbeschäftigten Franz Bärtle (1872–1960) verpflichten. Die konzeptionellen Ideen aber kamen von Georg

Friedrich Zundel. Das Baumaterial entsprach den Vorgaben organischen Bauens und stammte aus der Umgebung: naturgemäß vor allem Kalktuff vom nahen Albtrauf bei Honau. Der verleiht dem Anwesen nach Auffassung des Landesamts für Denkmalpflege „eine



Fenstergestaltung mit Kinderkopf.

unregelmäßige Natürlichkeit“. Insoweit sind Ähnlichkeiten zu den nahen Pfullinger Hallen (1907) Theodor Fischers evident.

„Neues Bauen“ mit reichlich Figurenschmuck

So entstand in den Tagen des beginnenden „Neuen Bauens“ zwischen 1919 und 1921 in Lustnau ein Komplex der Vormoderne am Südhang eines Hügels, von einer Parklandschaft umgeben, bestehend aus Wohnhaus und Ateliergebäude. Das Wohnhaus blickt mit seiner Giebelseite den Hang hinab, das stattliche Atelier wendet ihm die Traufseite zu. Ein Arkadengang mit halbrundem Erker verbindet beide Gebäude, eine spätklassizistische Reminiszenz, wie überhaupt „der reiche Figurenschmuck der Fassaden- und Gartengestaltung den humanistisch gebildeten und kunst sinnigen Bauherrn“ verrät, so das Landesamt für Denkmalpflege. Hoch- und Tiefreliefs aus Sandstein und Tuff mit Putten, Pflanzen-, Früchte- oder Tiermotiven finden sich etwa in den Kapitellen der Pilaster, in Konsolsteinen unter dem Fußwalm oder in den Balkonbrüstungen. Auch sonst ist das Figurenwerk dieser imposanten Anlage weit entfernt von den Konzepten des „Neuen Bauens“, allein die Freiplastik eines fallenden Mannes vor dem Hauptgebäude, die Tore an der Hauptzufahrt mit ihren wappentragenden Löwen oder auf weiteren Pfosten die Symbole des Ackerbaus – Zundels Lebensinhalt nach seinem Rückzug zumindest vom öffentlichen Kunstgeschehen.

Ökologische Lebensreform

Er verwirklichte Lebensreform auf seinem Berghof praktisch, denn der hatte von Anfang an auch einen dominanten landwirtschaftlichen Charakter, so dass



Tor zum Wald: der hintere Ausgang des Villenparks.



Hauseingang mit gewölbter bemalter Decke und naturbelassenen Tuffsteinwänden.

uns hier die höchst seltene Kombination von vormoderne organischer Architektur mit Landschaft und aktiv betriebener Landwirtschaft begegnet. Schon der Gemüsegarten in Form eines barocken Bauerngartens verwies auf den ökologischen Charakter des Hofguts, das im Lauf der Jahre peu à peu speziell für landwirtschaftliche Belange erweitert wurde. Zeitgenössische Fotografien zeigen den Lebensreformer Zundel beim Heuen, 1940, also schon im Krieg, der damals auch in Lustnau noch weit entfernt schien.

Hochwertiges Interieur

Zundels Berghof dokumentiert auch im Inneren den Dekorations- und Ausstattungskünstler. Es hat sich hier viel hochwertiges Interieur erhalten, etwa ein barock anmutender Deckenspiegel im Wohngebäude, dazu Kassetendecken, Parkettböden, Heizungsverkleidungen und zum Teil noch bauzeitliche Türen und Fenster. Das Atelier wiederum erinnert mit seinem großen Nordfenster und dem Oberlicht an den Maler Zundel, der im Berghof mit „unverkäuflichen Riesenformaten“ tätig war.

Zundel ist 1948 gestorben. Seine Frau Paula hat noch lange im „Berghof“ gewohnt, nur einen Steinwurf vom Landhaus „Sonnhalde“ ihrer Schwester Margarete entfernt, das der Vater Bosch gebaut hatte. Beide Schwestern ermöglichten die 1971 gebaute Tübinger Kunsthalle, die im Wesentlichen zur Präsentation von Zundels Kunst gestiftet war.

Beleg für Kontoinhaber	
IBAN des Kontoinhabers	
Kontoinhaber	
Zahlungsempfänger	Denkmalstiftung Baden-Württemberg Charlottenplatz 17 70173 Stuttgart
Verwendungszweck	
Datum	
Betrag: Euro, Cent	



Spenden mit dem Handy

Über diesen QR-Code kommen Sie direkt auf unsere Spendenseite und müssen nur noch Spendenbetrag und Ihre Daten eingeben.

DANKE FÜR IHRE UNTERSTÜTZUNG!

Die Denkmalstiftung Baden-Württemberg bestätigt, dass die Spende nur zur Förderung der Denkmalpflege verwendet wird.

Die Stiftung ist im Sinne von § 5 Abs. 1 Nr. 9 des Körperschaftsgesetzes von der Körperschaftsteuer und nach § 3 Nr. 6 des Gewerbesteuergesetzes von der Gewerbesteuer befreit. Freistellungsbescheid des Finanzamts Stuttgart, Steuernummer 99033/30766 SG: II/23 vom 18.12.2017.

Nachweis für das Finanzamt

Als Spendenquittung für Beträge bis zu 300 Euro genügt zur Vorlage beim Finanzamt der Einzahlungsbeleg. Für höhere Beträge stellen wir Ihnen eine Spendenbescheinigung aus; hierzu ist die Angabe der vollständigen Adresse notwendig.

Die Denkmalstiftung Baden-Württemberg ...

... ist eine Stiftung bürgerlichen Rechts mit dem Zweck der Förderung des Denkmalschutzes und der Denkmalpflege. Sie verfolgt ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige und steuerbegünstigte Zwecke. Sie fördert bevorzugt die Erhaltung und Instandsetzung von privaten Kulturdenkmalen und unterstützt besonders Initiativen von Fördervereinen.

Entscheidende Hilfe

In meiner 25jährigen Tätigkeit als Stadtbaumeister in Bad Säckingen habe ich mit der Denkmalstiftung immer wieder zu tun gehabt. Wenn es um die Erhaltung alter Bausubstanz ging, hat sie mich mehrfach hervorragend unterstützt und sehr geholfen, Projekte im Sinne des Denkmalschutzes zu einem guten Ergebnis zu führen.

Michael Rohrer
Stadtbaumeister a. D.

Impressum/Herausgeber

Denkmalstiftung Baden-Württemberg
Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart
Tel.: 0711 226-1185, Fax: 0711 226-8790
www.denkmalstiftung-bw.de
E-Mail: info@denkmalstiftung-bw.de

Geschäftsführer (ehrenamtlich): Peter Rothmund
Geschäftsstelle: Andrea Winter

Redaktion:
Peter Rothmund (ViSdP), Dr. Irene Plein,
Dr. Karlheinz Fuchs, André Wais, Andrea Winter,
Dr. Sabine Besenfelder

Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner

Bildnachweis: S1, S3, S4, S7, S8, S10, S12-14 Verlagsbüro Wais & Partner, E. Keefer, Stuttgart; S2 Denkmalstiftung Baden-Württemberg; S9 Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg; S11 Walfischia, E. Grether, Freiburg; S15, 16 Verlagsbüro Wais & Partner, Karl G. Geiger, Stuttgart

Auflage: 65.000

Mit Lotto-Mitteln kulturhistorisch bedeutsame Bauwerke erhalten.

Seit 2013 ist die Denkmalstiftung Baden-Württemberg direkte Empfängerin von GlücksSpirale-Mitteln in Baden-Württemberg.



GESPRÄCH mit dem Landesarchäologen Professor Dr. Dirk Krausse

Zur Person: 1962 in Haan bei Mettmann geboren, promovierte Dirk Krausse bei Alfred Haffner in Kiel über die kulturgeschichtliche Einordnung der Trink- und Speisegeschirre aus dem Grab von Hochdorf. Die Kelten bestimmen seither seinen beruflichen Werdegang, zuerst an der Uni in Kiel und dann seit 2003 am Landesamt für Denkmalpflege in Baden-Württemberg, wo er seit 2008 die Aufgabe des Landesarchäologen wahrnimmt. Am Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters der Universität Tübingen hat Krausse seit 2011 zusätzlich eine außerplanmäßige Professur inne.

Als Wissenschaftler, aber auch als Denkmalpfleger hat Dirk Krausse in den letzten Jahren erheblich dazu beigetragen, den Quellen- und Forschungsstand zu den Kelten in Baden-Württemberg zu verbessern

Was hat Sie an den Kelten so beeindruckt, dass diese zum Mittelpunkt Ihrer Forschungsarbeiten geworden sind?

Eigentlich wollte ich mich ursprünglich mit den Neandertalern beschäftigen, angeregt durch meinen Geburtsort, der ja ganz in der Nähe des namensgebenden Fundorts liegt. Doch hat mich dann die Eisenzeit fasziniert, und zwar weil sie zeitlich am Übergang von der Prähistorie zur Frühgeschichte angesiedelt ist. Es gibt ja zu den Kelten schon einige Schriftquellen, aber die Archäologie ist für Erkenntnisse über diese Kultur und hochinteressante Übergangszeit sozusagen die Leitwissenschaft.

Sie sind ja Denkmalpfleger und damit auch für den Schutz von Denkmälern zuständig. Lassen sich archäologische Forschung und Erhaltung denn überhaupt vereinbaren?

Ich sehe da gar keinen Widerspruch, es ergänzt sich hier eher Einiges. Wir können doch nur schützen, was wir auch kennen! Deshalb sind zum Schutz unseres historischen Erbes auch gezielte Forschungen notwendig. Wenn etwa im Gebiet um die Heuneburg nicht seit Jahrzehnten geforscht worden wäre, würden wir wahrscheinlich noch an eine kleine Höhensiedlung und an mittelalterliche Mauern glauben. Der ganze Umfang des Heuneburgkomplexes wäre also mehr oder minder unbekannt und könnte auch nicht entsprechend geschützt werden.

Wie ist es eigentlich mit der Unterschutzstellung von Bodendenkmälern? In der Baudenkmalpflege gibt es da recht genaue Direktiven, was mit und an einem Denkmal gemacht werden darf. Muss das bei archäologischen Denkmälern nicht ganz anders gehandhabt werden?

Da gibt es Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede. Auch unser vorrangiges Ziel ist die Erhaltung der Denkmale in situ, also an Ort und Stelle. Wo dies, etwa auf Grund genehmigter Bauvorhaben nicht möglich ist, werden archäologische Denkmale systematisch ausgegraben,



Rekonstruierte hallstattzeitliche Gebäude auf der Heuneburg.
Vorne links Dirk Krausse.

dokumentiert und das Fundmaterial geborgen. Allerdings liegen die meisten archäologischen Denkmale noch verborgen – zu einem ganz erheblichen Teil auch noch völlig unentdeckt – im Boden. So kommen bei den systematischen Rettungsgrabungen im Zuge groß angelegter Trassenprojekte auf ein bekanntes im Schnitt ca. fünf vorher unbekannte archäologische Denkmale. Vor diesem Hintergrund steht die Archäologie bei der Erfassung, Dokumentation dem Schutz ihrer Denkmale vor ganz anderen Problemen als die Baudenkmalpflege. Eine vielfach unterschätzte Herausforderung stellt auch die schleichende Zerstörung der „Bodendenkmale“, aber auch von Feuchtboden- und Gewässerfundstellen, vor allem durch anthropogene Umwelteinflüsse dar. Stichworte: Bodenerosion durch Ackerbau und Klimawandel. Und schließlich: Archäologische Denkmale sprechen selten für sich. Ihre Datierung und Funktion erschließen sich meistens erst durch wissenschaftliche Forschung und Interpretation. Denken Sie z. B. an die Pfahlbauten am Bodensee oder in Oberschwaben: Erst durch systematische wissenschaftliche Forschung und Analyse entpuppen sich die zumeist unscheinbaren Hölzer oder Abfallschichten als Denkmale von überragendem historischem Wert, die völlig zu Recht zum UNESCO-Welterbe zählen.

In der Nekropole Bettelbühl nahe der Heuneburg haben Sie letztes Jahr schon ein zweites Grab durch eine 80 Tonnen schwere Blockbergung gehoben. Es hieß, dass es eine Notgrabung war? Wodurch sind Bodendenkmale, insbesondere keltische, gefährdet?

Voruntersuchungen haben gezeigt, dass der Zustand der Hölzer der Grabkammer noch vor wenigen Jahren erheblich besser war und die einmaligen organischen Fundmaterialien des Grabes akut gefährdet sind. Wahrscheinlich haben hier die zurückliegenden, z. T. extrem trockenen Sommer eine Rolle gespielt.



Blick von der Heuneburgmauer zum Bussen.

Grundsätzlich sind archäologische Denkmale an Ort und Stelle im Boden am besten geschützt. Es ist das Paradoxon der Archäologie, dass die Aufdeckung und Ausgrabung eines Denkmals zwar zu seiner Erforschung und Dokumentation führt, die Primärquelle dabei aber gleichzeitig zerstört wird. In speziellen Fällen, etwa bei nicht abwendbaren Gefährdungen durch Klimawandel oder Erosion, sind Ausgrabung und Bergung aber die Mittel der Wahl. Wir arbeiten inzwischen bei Ausgrabungen methodisch auf einem sehr hohen Level und, was besonders wichtig ist, uns stehen für die Dokumentation mittels Computertomographie, SFM oder Lasertechnik inzwischen fast optimale dreidimensionale Verfahren zur Verfügung. Aber: Wenn man Forschungsgrabungen durchführt, dann nur mit erkenntnisgeleiteter Fragestellung und unter optimalen Bedingungen, d. h. unter Aufbietung aller zur Zeit zur Verfügung stehenden technischen und apparativen Möglichkeiten. Das haben wir am Bettelbühl beherzigt. Und zuletzt: Zur Beantwortung bestimmter wissenschaftlicher bzw. historischer Fragestellungen sind Ausgrabungen unabdingbar. Die Erhaltung archäologischer Denkmale in situ ist ja kein Selbstzweck, sondern dient letztlich als Ressource für Forschung und historischen Erkenntnisgewinn. Natürlich muss auch unsere Generation mit dieser Ressource gut haushalten, denn Denkmale vermehren sich nicht.

Wie steht es mit der Bezeichnung „Keltenland Baden-Württemberg“, ist der auch politisch im letzten Jahr so populär gemachte Titel berechtigt?

Die Initiative hier bei uns in Baden-Württemberg firmiert inzwischen unter dem Motto „Baden-Württemberg und seine Kelten“. Baden-Württemberg weist in Sachen Kelten aus meiner Sicht einige Alleinstellungsmerkmale auf. Dazu gehört sicher die hier an verschiedenen Orten vehement vorangetriebene Forschung. So gibt es in Deutschland kein zweites Hochdorf, das ist ein Jahrhundert-, wenn nicht gar Jahrtausendfund, und es gibt auch keine zweite Heuneburg. Die Heuneburg ist hinsichtlich des Forschungs- und des Erhaltungsstandes einzigartig. Und man muss in die-

sem Zusammenhang natürlich auch die Herodotquelle zur Keltenstadt Pyrene an der Oberen Donau erwähnen. Eine vergleichbar frühe schriftlichen Erwähnung von Kelten und ihrer Polis hat man sonst nirgends. – Auch diachron gesehen haben wir hier aus allen keltischen Epochen ganz wesentliche Stätten, etwa mit dem Heidengraben das größte bislang bekannte keltische Oppidum.

Sie sehen das herodotsche Pyrene also in der Heuneburg an der Oberen Donau?

Beweisen kann man das natürlich nicht. Das ist eine Hypothese, der eine andere gegenübersteht, die von einigen Althistorikern im letzten Jahrhundert geprägt wurde, nämlich, dass Herodot über den Westen Europas vollkommen unzureichend informiert gewesen sei und mit Pyrene eigentlich die Pyrenäen gemeint seien. Herodot spricht aber explizit von einer Polis, also einer Stadt oder einem Stadtstaat, und zwar am Oberlauf der Donau. Zudem betont Herodot gleich zweimal, dass der Verlauf der Donau vielen bekannt sei, weil sie ja ins Schwarze Meer münde und durch bewohnte Gebiete fließe.

Auch in einer jüngeren Quelle, in einer Gelehrtenanmerkung aus augusteischer Zeit ist Pyrene explizit genannt. Bei den Fahrten der Argonauten, seien diese donauaufwärts gefahren und bis Pyrene gekommen. Vielleicht war mit dieser Bezeichnung auch nicht nur die Heuneburg gemeint, sondern ein seit der Bronzezeit sich entwickelndes Machtzentrum an der Oberen Donau. Dafür sprechen die Fundstätten dort mit der Heuneburg, den Nekropolen, der Alte Burg, dem Bussen. Es ist sicher auch kein Zufall, dass wir südlich vom Bussen Fundstätten wie die Siedlung



Dirk Krausse (links) inspiziert eine Grabung auf dem Bussen.

Forschner oder die Wasserburg Buchau mit ihren reichen bronzezeitlichen Funden haben. Für ein Machtzentrum spricht auch die Lage, man kommt von der Donau durch das oberschwäbische Seengebiet die Schussen hinunter zum Bodensee also zum Flusssystem des Rheins. Die archäologische Forschung der, sagen wir, letzten 20 Jahre, hat gezeigt, dass die Heuneburg weit mehr war als ein kleiner Adels- bzw. Fürstensitz. Vielmehr wissen wir jetzt, dass es sich um ein Machtzentrum handelte. Dieses Ganze könnte die von Herodot erwähnte Polis gewesen sein. Mit diesem archäologischen Wissen hätte es die althistorische Diskussion um Pyrene im 20. Jh. vermutlich gar nicht gegeben.

Wird aus den Mitteln des Projektes „Baden-Württemberg und seine Kelten“ auch die Forschung gefördert?

Also, die Konzeption der Landesregierung sieht explizit vor, dass aus diesem Topf Grabungen nicht finanziert werden. Das finde ich auch richtig. Es soll ja um die Inwertsetzung von Vorhandenem beziehungsweise Bekanntem gehen. Es sollen daher Projekte gefördert werden, die keltische Fundstätten oder auch Funde in Museen besser erlebbar und erfahrbar machen. Indirekt befördert dies allerdings sicher auch die Forschung, weil so ein öffentliches Interesse geweckt wird.

Sehen Sie in der Initiative „Baden-Württemberg und seine Kelten“ auch eine Chance für die Anliegen der Denkmalpflege durch größere öffentliche Aufmerksamkeit?

Ja, das ist natürlich bei allen angedachten Konzepten und den politischen Entscheidungen immer berücksichtigt worden. Wenn solche Fundstellen als Denkmale in Wert gesetzt werden, in der Landschaft zugänglich gemacht werden, beworben werden, muss dies stets denkmalverträglich geschehen.

Das Land und seine Bürger können jetzt die Früchte jahrzehntelanger denkmalpflegerischer Arbeit ernten. Wir empfinden es als äußerst positiv und auch als Anerkennung unserer Arbeit, dass von der Politik ein solches archäologisches Thema in den Mittelpunkt gerückt wird.

Muss man nicht als oberster Schützer der keltischen Fundorte und Monumente hierzulande auch eine (zu) große Belastung durch die vielen zu erwartenden Besucher befürchten?

Welterbestätten wie Stone Henge oder Lascaux, das inzwischen gar nicht mehr zugänglich ist, unterliegen sicher Gefährdungen durch den Massenansturm, doch davon sind wir noch weit entfernt. Wir wünschen uns für die nächsten Jahre alle gemeinsam mehr Besucher in unseren Museen und Freilichtmuseen. Bei den zentralen Besucherorten, wie etwa der Heuneburg oder dem Heidengraben, müssen Aspekte wie Verkehrsanbindung, denkmalverträgliche Parksituation, Besucherführung etc. natürlich konzeptionell bedacht werden.

Wie steht es mit den gefürchteten Sondengängern, werden die nicht angelockt!

Ich erwarte eher eine gegenteilige Wirkung. Der beste



„Unlinger Reiter“ aus einem hallstattzeitlichen Wagengrab im Umfeld der Heuneburg.

Schutz gegen Sondengänger und Raubgräber besteht in öffentlicher Aufmerksamkeit und Kontrolle. Wenn die Bevölkerung vor Ort, seien es Jogger, Spaziergänger, Landwirte, Jäger etc. um die Geschichte und Bedeutung ihrer Fundstätten wissen, dann wird es für illegal agierende Sondengänger sehr schwer, im Verborgenen zu handeln. Wir informieren natürlich auch die Gemeinden, Forstbehörden oder die Polizei regelmäßig über die Problematik. Der Bekanntheitsgrad wirkt da eher schützend.

Der römische Limes wie auch die Pfahlbauten oder die bewohnten Höhlen der Steinzeit sind bei uns als Weltkulturerbe geadelt. Wie steht es in dieser Hinsicht mit hochkarätigen Fundorten aus der Keltenzeit?

Es gibt bisher überhaupt keine keltischen Fundorte im engeren Sinne, die eingetragenes Welterbe sind, obwohl es keltische Kulturen und Gesellschaften in der Antike in einem riesigen Raum von Zentralanatolien bis auf die Iberische Halbinsel gab. Hier klappt aus meiner Sicht eine Lücke auf der UNESCO-Welterbeliste. Unter Federführung von Baden-Württemberg, und gemeinsam mit Hessen, ist ein Welterbeantrag zu den frühkeltischen Machtzentren, also den Fürstensitzen der späten Hallstatt und der Frühlatènezeit geplant. Dabei spielen bei uns in Baden-Württemberg die Heuneburg und seitens der hessischen Archäologie der Glauberg eine zentrale Rolle. Es geht nun vorerst darum, ob dieses Thema auf die Deutsche Tentativliste kommt. Zu dieser kann ja jedes Bundesland zwei Vorschläge machen.

Weltkulturerbe ist also noch ein unerfüllter Wunsch. Bleiben wir mit unserer letzten Frage auch bei Utopien, bei Märchenhaftem: Wenn plötzlich eine gute Fee käme und Ihnen als Forscher und Denkmalpfleger drei Wünsche frei geben würde, was würden Sie sich von ihr erbitten?

Eine Zeitreise zur Heuneburg ins Jahr 550 v. Chr. Von dort Rundreise zu den anderen Fürstensitzen. Entscheiden zu dürfen, wann ich wohlbehalten (und klüger) ins Heute zurückkehre.

ZU ERHALTEN UND ZU NUTZEN

Außergewöhnlicher Tagungsort. Das Vereinsheim der „Walfischia“ in Bad Säckingen

An den Kosten für die denkmalgerechte Sanierung dieses für das kulturelle Leben und Denken vom 19. Jahrhundert bis heute „symbolischen“ Raums beteiligt sich die Denkmalstiftung mit 6 000 Euro.

Die „Walfischia“ wurde 1876 in Säckingen gegründet, das sich seit 1978 mit dem Titel „Bad“ vorstellt. Um 1880 war ja die Zeit, da sich viele Herrenklubs, Vereine und akademische Verbindungen etablierten – ein Zeichen bürgerlichen und nationalen Selbstbewusstseins nach dem Krieg gegen Frankreich 1870/71.

Freiheitliche Herrenvereinigungen

Baden war prädestiniert für solche vom freiheitlichen Zeitgeist befeuerte Herrenvereinigungen. Seine Verfassung von 1818 und demokratische Vordenker wie der Kammerabgeordnete und Rechtsgelehrte Karl von Rotteck waren Garanten hierfür. Solche Freiheitskongregationen erwachsen gern aus Lesegesellschaften,

in denen, vor allem im Badischen, naturgemäß auch Schweizer und französische Zeitungen auslagen. Bekannte badische Herrenengesellschaften waren damals etwa die „Einung“ in St. Blasien oder das Bonndorfer „Spiegelreich“. Dazu gab es die „Zimmerleute“ Freiburg, in Konstanz den „Gerstensack“, die „Mandarinia“ in Heidelberg, in Lörrach die „Farm“, den „Bärenzwinger“ in Karlsruhe, in Pforzheim die „Nebelhöhle“, die „Kajüte“ in Bruchsal, das „Kalte Loch“ in Offenburg, die „Kasematte“ in Rastatt, die „Wolfsschlucht“ in Baden-Baden oder die „Hammerschmiede“ in Lahr.

Zum Württembergischen hinüber pflegte man von der „Walfischia“, aus freundschaftliche Beziehungen zur „Grünen Stube“ in Heilbronn und darüber hinaus zu Kongregationen in Fulda, Kassel und Krefeld.

Networking und Humor

Die Gründung der „Walfischia“ fällt in die Zeit des ausklingenden Kulturkampfs, den Bismarck seinerzeit gegen die Katholiken angestrengt hatte. Sie galten ihm als „ultramontan“, also auf das päpstliche Rom jenseits der Alpen fixiert und nicht so sehr auf das preußisch-protestantische Berlin, wie es nach Auffassung des Reichskanzlers ihre vaterländische Pflicht gewesen wäre. „Walfischia“ ist ein leicht verballhornetes Deutsch-Latein, wie es damals in akademischen



Nach der Restaurierung: Die Wale Frithjof-Alexander Zimmermann (rechts) und Michael Rohrer sind froh. Das symbolträchtige Traditionsbild der Walfischia hängt wieder an seinem Platz.



Die Decke der Walfischia, stark verschmutzt und rissig vor der Restaurierung.

Kreisen gern vorkam, etwa „clamheimlich“, „immerhin-que“ oder „trotzquam“. Korrekter wäre das lateinische „Balaena“ für Walfisch gewesen oder, angelehnt an viele Verbindungsnamen, „Balaenia“. Man gab sich aber deutsch in Säckingen, trotz allem Ultramontanismus, zeigte aber durch das „-ia“, dass man des Lateinischen durchaus mächtig war.

Zwölf Gründungswale

So der Ortschronist Hans Mehring in seinem Aufsatz über die Gründung der „Walfischia“ in den „Säckinger Heimatblättern“, wonach auch die Geschichte der Badischen Herrengesellschaft „Walfischia“ an einem Sonntagnachmittag im Oktober des Jahres 1876 beginnt, als eine vergnügte Gesellschaft von zwölf Herren (Ärzte, Fabrikanten und höhere Beamte) sich für gewöhnlich erst einmal im „Kreuz“ zu Brennet, einem kleinen Ort in der Nähe, beim Markgräfler traf. Danach ging's zum „Schwarzen Walfisch“ nach Säckingen, wo die zwölf beschlossen, bei Sang und Becherklang Freundschaft, Geselligkeit und Humor zu

pflegen. Unter diesem Motto ward sodann die „Walfisch-Gesellschaft Säckingen“ gegründet. Vorsitzender dieser Kongregation war der „Oberwal“, sein Vertreter der „Vizeoberwal“, Schatzmeister der „Säckelwal“ und



Sprengeungen am Rhein haben mittelbar ganze Brocken aus dem Stuck gelöst.

alle anderen „Walfische“ seit 1886 nur „Wale“. Also keinerlei verschlüsseltes Latein und keine Anreden wie „Herr“ oder Titel wie „Doktor“. Hinter dem Wal verbarg sich nur bürgerliche Egalité.

Vereinsheim mit Geschichte

1921 fand die „Walfischia“ im ersten Stock des Säckinger Gasthauses „Zum Schwert“ ihre angemessene Unterkunft. Über diesen Tagungsort gibt es interessante Mutmaßungen. So soll er Teil des bis 1650 hier bestehenden Franziskanerklosters am Tanzenplatz gewesen sein. Seine Stuckdecke allerdings erinnert ans Rokoko. Andere Ausstattungspresiosen sind die holzvertäfelten Wandflächen, wobei die Holzvertäfelung im oberen Wandbereich bis knapp unterhalb eines stuckierten Wandabschlussgesimses führt, das über eine breite Kehlung oder „Voute“, also einen Viertelkreisbogen, bis zur Deckenfläche reicht. Spiegeldecken mit imposanten Kehlungen sind Kennzeichen des beginnenden Klassizismus. Wir haben sie unlängst bei d'Ixnards Hechinger Stiftskirche St. Jakob erlebt. Die fünf profilumrahmten Bildfelder an der Säckin-

ger Decke sind mit symbolischen Reliefs bestückt. Das mittlere dieser Felder wird von einer figürlichen Darstellung dominiert: einer Justitia mit Waage und Gesetzestext, aber ohne Augenbinde, sowie einem antiken Krieger mit Federbusch. Darum gruppieren sich weitere vier Felder mit jahreszeitlichen Darstellungen. Die Vouten bevölkern Putti, ein untrügliches Rokokomotiv, die ebenfalls Jahreszeiten symbolisieren: ein Putto mit Weintrauben den Herbst, ein anderer sich wärmend den Winter, einer mit Blumen das Frühjahr und schließlich ein Putto als Ährenschneider, Symbol für den Spätsommer.

Erst Nutzer, dann Eigentümer

Die „Walfischia“ nutzte diesen exklusiven Raum von 1921 an, war dann aber den NS-Machthabern suspekt und wurde wie so viele ähnlich geartete Herrenkongregationen und Verbindungen aufgelöst und erst im Oktober 1952 wiedergegründet. 1962/63 erfuhr ihr „Tagungssaal“ dann zum ersten Mal eine fachgerechte Renovierung. Der Konstanzer Stuckateur Dirlewanger machte sich mit all seinem Sachverstand insbeson-



Im Mittelfeld der Decke prangen in neuem Glanz eine holde Justitia und ein liebevoller Krieger mit Blütenzweig.



Putti in den Hohlkehlen zwischen Wand und Decke bei jahreszeitlichen Beschäftigungen: Feuer machen, Blumenschwingen, Ernten.

dere an der Decke zu schaffen, die durch ein undichtes Dach und unsachgemäße Renovierung schwer gelitten hatte. 1998 konnte die „Walfischia“ das Gebäude mit-samt seiner so wertvoll ausgestatteten Stube erwerben. Alle Maßnahmen zur Sanierung und Modernisierung geschahen jetzt unter strenger Beachtung des Denkmalschutzes. Nun konnte man dem so hergerichteten Gebäude auch Dokumente anderer verbundener Herren-gesellschaften – 17 sollen es insgesamt gewesen sein – zur Archivierung anvertrauen.

Viktor von Scheffel und Bad Säckingen

Eine ganz besondere, gewissermaßen zwangsläufige Beziehung für die „Walfischia“ ergab sich zu einem zeitweise in Säckingen tätigen Romantiker, dem Dichter und Zeichner Viktor von Scheffel, der mit seinem historischen Roman „Der Trompeter von Säckingen“ auf ewig mit dem Städtchen am Hochrhein verbunden bleibt. Allerdings lag seine Säckinger Zeit gut ein Vierteljahrhundert vor Gründung der „Walfischia“, denn bereits 1850 versah er im Säckinger Bezirksamt für knapp zwei Jahre den Posten eines Dienstrevisors, der für 500 Gulden Jahresgehalt Kriminal- und Polizeiuntersuchungen durchzuführen hatte. Scheffel schwenkte seinen funkelnden Weinpokal damals in einer anderen gutbürgerlichen einheimischen Herrenrunde, die im „Goldenen Knopf“ tagte. „Prächtig gastfreundliche Leute“, urteilte er damals über seine Säckinger. Aus Anlass seines 50. Geburtstags bekam er 1876, im Gründungsjahr der „Walfischia“, den Adelstitel.

Scheffels Walfischlied als Hymne

Ihr war er herzlich zugetan. Für ausgedehnte Herren-abende dort aber war er schon zu gebrechlich. Sein

eminentes Versepos „Trompeter“, dem Säckingen auch den Namen „Trompeterstadt“ verdankt, verkaufte sich anfangs zäh, erlebte dann aber bis 1921 322 Auflagen. Die Bronzefigur des „Trompeters“ gehörte seinerzeit noch in jede gutbürgerliche Wohnstube, und Scheffels 1854 gereimtes Studentenlied „Im schwarzen Walfisch zu Askalon“ wurde gewissermaßen die Stammhymne der „Walfischia“, zu deren Ausstellungsfundus auch einer seiner Wanderstöcke gehört: Von Säckingen aus hat er zahlreiche Wanderungen in den Hotzenwald unternommen – sogar die Begriffsbildung für diesen südlichen Schwarzwald-zipfel soll von ihm stammen.

Schäden an der Decke des Saals

Beim eminenten Saal der Walfischia hat der Freiburger Restaurator Eberhard Grether 2019 die Schäden aufgenommen, um vor allem an Stuck und Bemalung der Decke substanzerhaltende, konservierende Maßnahmen und Beseitigung der Schmutzspuren ins Werk zu setzen. Dabei hatte sich herausgestellt, dass sich Risse an Deckenverputz wie Stuckierung „annähernd parallel oder im Verlauf der Lattung“ (Grether) ergeben, die den Stuck hält. Auch sonst hat Grether Rissbilder an Stuckstellen festgestellt und unter anderem auch Abschalungen der Stuckierung im Bereich der bemerkenswerten Kehlen. Die Stuckdecke insgesamt war verschmutzt, besonders auf den aus der Spiegeldecke heraustretenden plastischen Details. All diese Schäden wurden nun denkmalgerecht behoben, und zwar mit dem Ziel, so Grether, „eine optisch beruhigte, an das allgemeine Verschmutzungsbild angegliche Färbung dieser stark optisch beeinträchtigten dunklen Zonen zu erreichen“.

Bei einem Besuch im historischen Versammlungsraum der Walfischia führten André Wais und Erwin Keefer für die Denkmalstiftung mit zwei Walen, dem Vorsitzenden Frithjof-Alexander Zimmermann und dem langjährigen Stadtbaumeister Michael Rohrer, ein Gespräch:

Der Raum präsentiert sich ja jetzt wunderschön. Die Renovierung ist fast abgeschlossen, war sie denn so dringend?
Auf jeden Fall, weil die filigrane Stuckdecke große Schäden aufwies. Es gab Risse, und Teile des Stucks waren schon heruntergefallen. Das rührte vor allem von Sprengungen her, die beim Bau des Rheinkraftwerkes nicht weit von der Säckinger Altstadt vor einigen Jahren durchgeführt wurden. Natürlich mussten die Decke wie auch die charakteristische Holzverkleidung der Wände nach Jahrzehnten intensiver Nutzung durch die Gesellschaft Walfischia auch gereinigt werden.

Wie haben Sie das finanziert? Konnte das ein so renommierter Verein nicht aus der eigenen Tasche zahlen?
Der Verein hat einen großen Teil der Kosten auf sich genommen. Doch ganz alleine ging es nicht. Dies war auch nicht nur eine Frage des Geldes, sondern auch der Hilfe und der Beratung durch die Institutionen der Denkmalpflege, ohne die wir das Ganze nicht geschafft hätten. Ein Anliegen war es uns auch, den Raum in der ursprünglichen Form so herzurichten, dass man ihn auch allen Interessierten zeigen kann. So sind wir mit der Denkmalpflege Freiburg wegen des nächsten Tags des offenen Denkmals schon in Verbindung getreten.

Wie kam der Traditionsverein in dieses Traditionsgebäude? Es war ja ursprünglich ein Frauenkloster.
Dieses wurde 1806 mit dem Reichsdeputationshauptschluß aufgelöst. Die Gebäude gehörten dann wohl zum benachbarten Gasthof Schwert, in dem wir auch schon getagt hatten. Später war die Stadt Eigentümer, von der wir das Gebäude in den 1990er Jahren erworben haben. Aber wir sind hier im ehemaligen Gerichtssaal der Äbtissin schon seit dem 11. Februar 1922. Eine Unterbrechung brachte das Jahr 1941, weil es die damals auch für Vereine erforderliche braune Färbung bei uns nicht gab. Nach dem Krieg war nicht sofort an ein Wiederaufleben des Vereins zu denken, aber nach einer gewissen Vorlaufzeit traf sich der Verein 1953 wieder offiziell.

Wie viele Mitglieder hat Ihr Verein? Es war ja ursprünglich ein reiner Männerverein, ist das heute noch so? Wie steht es mit dem Nachwuchs?
Tradition spielt bei uns natürlich eine Rolle, deshalb sind wir mit derzeit 46 Mitgliedern auch ein Männerverein und kein Massenverein. Aber zahlreiche Veranstaltungen finden mit Frauen statt, auch dies hat Tradition. Nachwuchssorgen haben wir eigentlich keine, und jeder Interessierte bekommt ausgiebig Gelegenheit, das Vereinsleben kennenzulernen, bevor er sich zum Teilnehmen entscheidet und die Gesellschaft für ihn.



Der Wanderstock Victor von Scheffels an der Wand, flankiert von Oberwal Zimmermann und André Wais beim Gespräch.

Viktor von Scheffel, sein Commerslied „Der schwarze Walfisch von Askalon“: Was verbindet die Walfischia heutzutage noch mit dem für Säckingen ja so bedeutenden „Dichterfürsten“ des 19. Jahrhunderts?
Gründer des Vereins war ja Otto Bally*, der mit Viktor von Scheffel und auch mit dem großen Maler Hans Thoma verbunden war. Er brachte sozusagen den kulturellen Spirit in seinen Verein, der die Bildungsbürger und Honoratioren der Stadt damals verband. Man lebte sozusagen in der Provinz, war aber doch mit der Welt verbunden. Man pflegte das gesellige Zusammensein und besprach die Probleme und Wünsche der Stadt und der Menschen. Man war dabei nicht Professor oder Fabrikant, nicht Arzt oder Baumeister. Man war bei den Versammlungen nicht in seinem Beruf oder seiner Funktion verankert, sondern nur „Walfisch“. Sicher sind die Menschen heute andere und ihrer Zeit auch anders verbunden, Sinn und Ziel des Vereins, das Gespräch in der Gemeinschaft, ist eigentlich gleichgeblieben. Und gerne singen wir auch noch Scheffels Lieder.

Herr Rohrer, Sie waren ja von 1993 bis 2018 Stadtbaumeister in Säckingen, das mit historischen Gebäuden gut bestückt ist. – Für den Stadtbaumeister mehr Freude oder mehr Last?
Der Umgang und das Erhalten von Historischem interessierte mich schon im Studium. In Säckingen war und ist es meist Freude, vor allem, wenn ich heute sehe, was wir in den letzten Jahrzehnten erreicht haben. Der repräsentative, gepflasterte Marktplatz war einst asphaltiert und diente als Parkplatz. Auf der einmaligen Holzbrücke über den Rhein rollten täglich tausende Autos in die Schweiz. Mit dem Amt war ich ja auch zuständig für die Untere Denkmalbehörde und denke gerne an die Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege und eben auch mit der Denkmalstiftung, die uns hier in Säckingen bei der Renovierung und Erhaltung der Malereien am Haus Marktplatz 25 und bei der Instandsetzung der Holzbrücke bestens unterstützt hat.

*Otto Bally, Enkel von Peter Bally, dem Gründer der heute noch wohlbekannten Schweizer Schuhfabrik, spielte während des 19. Jh. im Kultur- und Vereinsleben Säckingens als Fabrikant einer Seidenweberei (Postamente) und Kommerzienrat eine überragende Rolle. Heimatverbunden und dennoch polyglott, ist er durch seine Künstlerbekanntschaften, sein historisches Engagement und sein gesellschaftliches Wirken bis heute prägend mit der Stadt am Oberrhein verbunden. Die Walfischia gründete er 1876 mit; Viktor von Scheffel war Ehrenmitglied.

BAUKUNST

Oktogon

Das Oktogon oder Achteck ist neben Quadrat, Rechteck und Kreis eine der häufigsten Grundformen in der Architektur. Es steht seit der Antike symbolisch für Vollkommenheit und seit dem christlichen Mittelalter für die Auferstehung. Stelen aus der Stauferzeit etwa sind oft achteckig, und besonders auch die deutsche Kaiserkrone. In der christlichen Zahlenmystik spielt die Acht als Zeichen der Unendlichkeit eine Rolle. Achteckige Grundrisse kommen in bedeutenden Kirchen vor allem des Frühmittelalters vor, etwa bei San Vitale in Ravenna (547 n. Chr.), dem Felsendom in Jerusalem (692 n. Chr.) oder auch der Pfalzkapelle im Aachener Dom (um 800).

Spektakulär und ganz im Oktogonalen aufgegangen ist die „Krone Apuliens“, das Castel del Monte, das der Stauferkaiser Friedrich II. zwischen 1240 und 1250 erbauen ließ. Die Idee der Achteckigkeit ist hier so akribisch wie majestätisch Stein geworden. Die acht Ecken des eigentlichen Baukörpers flankieren jeweils acht-



Der Kapellenturm in Rottweil mit krönendem Oktogon.

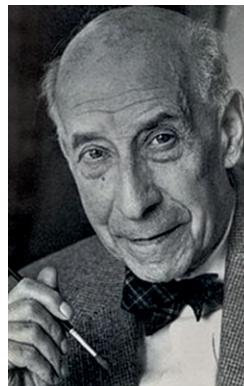
eckige Türme, so dass sich die Illusion einer riesenförmigen achteckigen Krone ergibt. Das Achteck bildet auch die Grundform der meisten Chöre gotischer Kirchen mit ihren Drei- beziehungsweise Fünf-Achtel-Schlüssen. Vom Barock bis zum Historismus erscheint das Oktogon speziell als Turmaufsatz auf romanischen Turmstümpfen mit quadratischem Grundriss. Mag der mittelalterliche Turmrest dabei noch so irdisch

kompakt sein, der oktagonale Aufbau führt den Turm gewissermaßen hinauf zu lichten Höhen, beispielhaft zu studieren an der spätgotischen Stiftskirche St. Amandus in Bad Urach.

BAUMEISTER

Josef Frank (1885–1967)

Er gehörte zur Elite der modernen internationalen Architektenschaft, der 1927 die Stuttgarter Weißenhofsiedlung gelang, und vertrat dabei in der Rathenaustraße 13–15 den österreichischen Part. Mies van der Rohe, Spiritus rector dieses globalen Bauereignisses, nannte Frank allerdings einen „weichen Modernisten“ und versagte ihm damit den Zugang zum innersten Kern der Weißenhof-Avantgarde. Und das nicht so sehr wegen der äußeren Erscheinung von Franks noch stehendem Weißenhof-Doppelhaus, sondern wegen dessen Innenausstattung. Frank war nämlich auch Designer und entwarf eigenwilligste und grellfarbigste Stoffe. In einem zeitgenössischen Kommentar zum Weißenhof hieß es gar: „Mit allen Stoffen und Möbeln hat Frank ein Bordell geschaffen.“ Später sollte man ihn gnädiger und in einer Art überraschter Bewunderung sehen: „Josef Frank – ein Moderner der Unordnung“ titelte ein Artikel in der „Bauwelt“, 1985, zu Zeiten des Dekonstruktivismus. Frank, österreichischer Jude, begann sein Architekturstudium 1903 an



der TH Wien und promovierte 1910 über den italienischen Renaissancearchitekten Leon Battista Alberti. 1919 bis 1925 war er Lehrer an der Wiener Kunstgewerbeschule und gehörte zu den Mitbegründern des Wiener Werkbunds, was ihm schließlich den Auftrag für die Stuttgarter Weißenhofsiedlung einbrachte, denn die war ja ein Produkt des Deutschen

Werkbunds. Er wurde dann auch 1932 Leiter beim Bau der wesensverwandten Wiener Werkbundsiedlung und war dort tätig, zusammen mit Josef Hoffmann, Margarete Schütte-Lihotzky und Adolf Loos, bekannt und berüchtigt durch seinen 1910 erschienenen Aufsatz „Ornament und Verbrechen“.

1933 bereits sah Frank das NS-Unheil auf Österreich zukommen und emigrierte nach Schweden, wo er insbesondere als Designer reüssierte. Bis heute profitiert die Firma „Svenskt Tenn“ von seinen Ideen. Alle Bemühungen aus Wien, ihn nach 1945 zurückzuholen, schlugen fehl.

Frank, stets der Sozialdemokratie nahestehend, gilt als „lässiger Architekt“. Die dogmatische Moderne ist ihm wesensfern. Er erkannte in deren Credo „form follows function“ gar einen modernistischen Totalitarismus. Sein Credo war nicht die leere Gleichförmigkeit, sondern die „Varietas“, die Vielfalt. Seine Antwort auf die Frage „Wie sollen wir bauen?“ war: „Am besten zufällig!“ 1967 starb er in Stockholm als hochangese-

hener Chefentwerfer des noblen Einrichtungshauses „Svenskt Tenn“. Mit „Ikea“ hatte er übrigens nichts im Sinn. Auch das hätte zu seinem Nonkonformismus keinesfalls gepasst!

Anmerkung zu unserem Baumeister in Ausgabe 1-2021:

Hermann Alker erhielt nicht 1940, sondern 1939 den Lehrstuhl an der TH Karlsruhe. Das von ihm entworfene Theater in Zwickau kam kriegsbedingt nicht zur Ausführung.

GEWUSST WO?

Denkmale im Land

Unser heutiges Rätselgebäude ließ ein Mann bauen, der hier 1819 den Posten eines Oberamtsarztes antrat und als Dichter bekannt wurde. Viele berühmte Kollegen besuchten ihn dort, in einem Haus, das für alle offenstand. Ein Haus zu Füßen eines Weinbergs, der eine legendäre Burgruine trägt, die wiederum mit einer anrührenden Sage verbunden ist. Um diese Ruine hat sich unser poetischer Bauherr so redlich bemüht, dass man in ihn getrost als einen der ersten Denkmalschützer des Landes betrachten kann. Seine Vorgehensweise war dabei exemplarisch: 1824 gründete er einen Frauenverein, um Beiträge für die Sanierung der Burg zu sammeln. Jeden Morgen soll er bei Tagesanbruch dort oben gewesen sein, um den Fortschritt der Restaurierungsarbeiten zu begutachten.

Zu Füßen der Burg indes tummelte sich im gesuchten Haus ein Dichterkreis, namentlich im Garten. Um die



Unbeschwertheit des Orts zu wahren, kaufte der Gesuchte den eigentlich zu Gefängniszwecken vorgesehenen Turm an der Stadtmauer, die an diesen Garten angrenzte. Darin schrieb denn auch ein damals sehr verehrter Poet seinen „Faust“ zu Ende.

Wer ist dieser gast- und denkmalfreundliche Dichter, der gern den Tag mit einer Flasche einheimischen Weißweins begann, und wie nennt man sein Haus, das eine der ersten Stationen der 1970 eingeweihten „Schwäbischen Dichterstraße“ war? Und wie schließlich heißt die sagenumwobene Burg, zu deren Füßen sich das biedermeierliche Ensemble findet?

Raten Sie mit

Wenn Sie die Lösung wissen oder herausgefunden haben, schicken Sie die Antwort bis 30. Sept. 2021 auf einer Postkarte – bitte nicht als E-Mail – an die Denkmalstiftung Baden-Württemberg, Charlottenplatz 17 in 70173 Stuttgart. Oder senden Sie uns die Antwort über die Rätselseite auf unsere Webseite: www.denkmalstiftung-bw.de

Unter den Einsendern, die es wussten, verlosen wir fünf Exemplare des Titels: Dietrich Hub, Zeitreise Baden-Württemberg – Orte die Geschichte schrieben. Und bitte denken Sie daran, der Veröffentlichung Ihres Namens im Falle eines Gewinnes zuzustimmen, sonst bleiben Sie leider anonym.

Rätsellösung und Gewinner 4/2020

Gefragt hatten wir nach der Katholischen Pfarrkirche Herz Jesu am Stühlinger Kirchplatz im Westen Freiburgs, Vater und Sohn, die ihr Erscheinungsbild bestimmten, waren Max und Carl Anton Meckel. Aus den Einsendern mit der richtigen Lösung wurden als Gewinner gezogen: Martin Hermanns aus Gundelfingen, Martin Jung-Wohlhüter aus Stuttgart, Erwin Schmall aus Ötisheim, Monika Schumacher aus Bruchsal und Sebastian Stanger aus Schömburg. Sie erhalten je ein Exemplar des 2020 erschienenen Katalogs zur Mainzer Landesausstellung: „Die Kaiser und die Säulen ihrer Macht. Von Karl dem Großen bis Friedrich Barbarossa“.

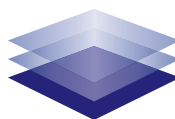
DENKMALSTIFTUNG BADEN-WÜRTTEMBERG

Charlottenplatz 17 . 70173 Stuttgart

Telefon 0711 226-1185 . Telefax 0711 226-8790

E-Mail: info@denkmalstiftung-bw.de

www.denkmalstiftung-bw.de



Initiative
Transparente
Zivilgesellschaft